

Max Rychners «zeitgenössische Literatur»

Autor(en): **Meier, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **14 (1946-1947)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MAX RYCHNERS

«ZEITGENÖSSISCHE LITERATUR»

VON WALTHER MEIER

Charakteristiken und Kritiken — lautet der Untertitel der neuen Aufsätze von Max Rychner zur zeitgenössischen Literatur. Charakteristiken und Kritiken scheinen überhaupt die literarische Leistung zu sein, die die Schweiz der letzten Jahrzehnte aufzuweisen hat.

Es ist uns seit Spittlers Tod keine große Dichterstimme mehr geschenkt worden; aber wir hielten unsere Herzen und unsere Ohren offen. In unseren Bergen ertönt kein neues Lied, aber sie geben, wie schon immer, ein vielfältiges Echo.

Wie schon im 18. Jahrhundert die großen Dichter bei uns nicht zu Hause, sondern nur zu Gäste waren, um bewundert, verehrt, geliebt und kritisiert zu werden, so ist es auch heutzutage wieder: George, Rilke, Hofmannsthal, Valéry, Hermann Hesse und Thomas Mann weilten oder weilten kürzere oder längere Zeit in unserem Lande und befruchteten die empfänglichen Herzen und kritischen Geister wie einstmals Wieland, Klopstock und Goethe die Gemüter Lavaters und Bodmers bewegt haben. Zürich ist noch immer *novarum rerum cupidum*, und man weiß dort so gut wie in den Tagen Beat Ludwig von Muralt und Henri Meisters, was die besten Köpfe in Frankreich und England jeweilen gerade beschäftigt.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es gegenwärtig in der Schweiz keine unmittelbaren schöpferischen Kräfte gebe. Wir haben Komponisten, Bildhauer, Theologen, Naturforscher und Techniker von hohem und höchstem Rang. An was es uns fehlt und im Grunde immer gefehlt hat, sind die sprachschöpferischen Kräfte, die hohen Künstler des Wortes, die auch immer Erneuerer des Wortes und damit Erneuerer des Geistes waren. Welche letzten Möglichkeiten der Sprache ich hier im Auge habe, sei durch ein chinesisches Beispiel erläutert: Auf die Frage eines Kaisers, wie die aus den Fugen geratene Ordnung im Reiche wiederhergestellt werden könne, antwortete Konfuzius: «Indem jedes Ding mit seinem wahren Namen genannt wird, durch die Richtigstellung der Benennungen!»

Wenn wir bei uns auch keine sprachschöpferischen Kräfte aufzuweisen haben, so dürfen wir uns doch der dauernden und hohen Anstrengung rühmen, die Schöpfungen der Sprache zu bewahren und

zu hegen, das Erbe des Wortes getreu zu verwalten und weiterzugeben.

«*Contemplata aliis tradere . . .*», das, was man innerlichst betrachtet und erwogen hat, den andern weitergeben; dies hielten die alten Scholastiker für die Aufgabe der Doktoren. Dieser Satz darf als Wahlspruch über die schöne und rühmliche Reihe der literatur- und kunstkritischen, der geistesgeschichtlichen, biographischen und allgemein historischen Werke von Heinrich Wölfflin, Ernst Howald, Carl J. Burckhardt, Hans Barth, Werner Kägi, Fritz Ernst, Gotthard Jedlicka, Emil Staiger, Max Rychner u. a. gesetzt werden, die in den letzten Jahren unser geistiges Leben so sehr bereichert und in Fluß gehalten hat.

Nicht: *scripta tradere . . .* sondern *contemplata tradere . . .*; im einen Falle wird nur die geprägte Münze einer plattgewordenen Wahrheit überliefert, im andern Falle das flüssige Gold. Die echte Tradition gibt Kräfte weiter und nicht erstarrte Formen. Zu welcher Zeit hätte es solcher Kräfte mehr bedurft als heutzutage, in einer Welt der Ruinen und des Ruins, der Selbstzerstörung der Kulturen, wo gleichsam durch eine teuflische List der Idee das Hochgezielte sich ins Niederträchtige verwandelt, wo die Maßnahmen zur Befreiung in der Sklaverei enden, wo die Methoden, die zur Ueberwindung der Selbstentfremdung des Menschen hätten führen sollen, seine totale Verdinglichung zu bringen im Begriffe sind!

Es mag glücklichere Zeiten gegeben haben, wo die Bewahrer des Geistes geruhigere Naturen sein konnten. In den heutigen müssen sie die Kämpfertugenden der Ausdauer, der Ueberzeugungstreue, des *ostinato rigore* haben, den Mut, auf einem verloren scheinenden Posten zu verharren.

Die zwanzig Aufsätze, die uns Max Rychner zu seinem fünfzigsten Geburtstag geschenkt hat, zeigen, daß die Grundfragen der zeitgenössischen Literatur Lebensfragen des heutigen Menschen sind. Was wir zuerst einmal durch sie zur Kenntnis nehmen, ist eine Art Bestandesaufnahme des europäischen Geistes. Was besitzen wir noch, wo pulsen noch lebendige Adern? Wenn der Mensch, nach der Aussage eines modernen Philosophen, ein Prozeß ist in einer prozeßhaften Welt, — in welchem Stadium des Prozesses befinden wir uns mit unserer europäischen Welt? Ist es das der Schnellfäule, das Jacob Burckhardt vorausgesagt hat?

An einzelnen Schriftstellern oder Werken zeigt Max Rychner die Verhältnisse unserer Grundlagen und der sich auf ihnen wandelnden Welt auf: «Die Selbstsetzung persönlichen Geistes an Valéry, das Bewußtsein der Bedrohung durch den Staat an Bernanos und

Lawreniew, den Mythos menschlicher Größe an Gundolf, die seelische Erfassung von Erdteilen an Keyserling, den sozialen Willen in der Kunst an Sartre und Aragon, die klassizistische Ueberlieferung an Borchardt, die Erhellung geschichtlicher Krisen an Ortega y Gasset, die Entzauberung des Mythos an Thomas Mann, die heutige Rolle der Utopie an Hermann Hesse, das zwiespältige Verhalten zum Christentum an André Gide, das Experimentieren mit den Menschen an Huxley, die totale, suchende Infragestellung des Menschen an Malraux.»

Wer die europäische literarische Kritik etwas überblickt, wird feststellen, daß zur Zeit die Dogmatiker den Ton anzugeben versuchen. Die oft mit bedeutendem intellektuellem Aufwand herangezogenen Dogmen sind entweder die marxistischen oder die katholischen. Die Schlagworte der mittleren Köpfe, die das Tagesgeschwätz im Gange halten, sind alle aus den Papierkörben neben den katholischen und marxistischen Schreibtischen geholt.

Max Rychner kennt diese Dogmen ausgezeichnet und auch ihren instrumentalen Charakter. Wenn er ihnen irgendwo begegnet, scheint er zuerst zu fragen: Wer verwendet hier was, in welcher Weise und zu welchem Zweck?

Rychners Betrachtung und Würdigung der zeitgenössischen Literatur und ihrer Schöpfer ist frei von jedem Dogmatismus, der für ihn Selbstbeschränkung des Geistes bedeutet und nichts anderes hervorbringt als Verabsolutierungen von Teilwahrheiten. Für ihn hat sich der große Satz Hegels: «*Die Wahrheit ist das Ganze*» mit beflügelnder Fülle entfaltet. Darum betrachtet er die Werke der europäischen Literatur im Hinblick darauf, ob sich das Ganze von Mensch und Welt und seine wandelbaren Ordnungen in ihnen spiegle und Gestalt gewonnen habe. So ist er selbst dort, wo er aufs höchste bewundert und verehrt, wie vor dem Werk und Geist Paul Valéry's, im Tiefsten und Verschwiegensten noch unzufrieden, weil die «Komödie des Geistes», die dieser Dichter zu der «Göttlichen Komödie» Dantes und der «Menschlichen Komödie» Balzacs geschrieben wissen wollte, auch nur einen Teilbezirk des «Ganzen» umfaßt.

Eine solche Betrachtungsweise kann nie dabei stehenbleiben, einzelne Erscheinungen darzustellen, der Herold einer bestimmten Richtung oder der Verfechter einer Schule zu sein. (A man who is "nothing but" is "not even"). Er muß «das Ganze» in der Fülle und Vielfalt der Epoche suchen, in allen großen Literatursprachen und deren lebendiger Geschichte. Wer von solchen Absichten erfüllt ist, gerät meist in Gefahr, ein formloser Polyhistor zu werden. Davor haben Max Rychner seine hohe künstlerische Natur und günstige

Umstände bewahrt. Je umfassender sein Wissen geworden ist, je mehr ist er Künstler geblieben.

Wie frei, heiter und durchsichtig sind alle seine Aufsätze geschrieben! Welche Fülle von Bezügen blitzen da in jedem Satze auf. Ueberall herrscht eine beschwingte Präzision. Alles Vage ist aus seiner Sprache verbannt, aber sie ist deshalb nichts weniger als geheimnisleer.

Rychners Charakteristiken sind mit Urbanität und feinem Takt gezeichnet. Anekdotische Züge sind selten, dafür von lebendigster Prägnanz wie in den Porträts von Gundolf und Borchardt. Meisterlich mutet vor allem die schwierige Kunst an, mit der Rychner es zustande bringt, die Denkart, die Gedankenführung, Mimik, Temperament und Stil eines Intellekts zu beschreiben. Nur die eigene hochentwickelte Lust am Denken, die Fähigkeit, von Gedanken bezaubert und berauscht zu werden, kann zu einer so zarten Anatomie des Geistes führen, welche die Blüte des Lebens dabei nicht verletzt, sondern hegt und bewahrt.

Max Rychner hat seine kritische Prosa und seine strahlenden Verse mit der gleichen Feder geschrieben. Im einen wie im andern Falle erfüllt er aufs schönste Buffons Rat: «Il faut agir sur l'âme et toucher le cœur en parlant à l'esprit...»